

Zeitschrift:	Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich
Herausgeber:	Antiquarische Gesellschaft in Zürich
Band:	72 (2005)
Artikel:	"Wie Fremdlinge im eignen Land" : Versuch eines Schweizer Intellektuellen, in der Nachkriegszeit revolutionärer Sozialist zu sein. Ein persönlicher Rückblick
Autor:	Ulrich, Jürg
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-1045416

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Oskar Hippe (1900–1990) mit seiner Frau Gertrude, um 1980; wichtige Kontaktpersonen zur revolutionären sozialistischen Bewegung. (Foto Privatbesitz)

«Wie Fremdlinge im eignen Land»¹

Versuch eines Schweizer Intellektuellen, in der Nachkriegszeit revolutionärer Sozialist zu sein – ein persönlicher Rückblick

Jürg Ulrich

Ich stamme aus bürgerlicher, wohlhabender Familie und bin 1930 geboren. Als Primarschüler und Gymnasiast erlebte ich die Zeit des Nationalsozialismus und verfolgte wie andere die politischen und militärischen Ereignisse. Meine Eltern und die weitere Verwandtschaft sympathisierten im Zweiten Weltkrieg mit den Alliierten. Was wir nach dem Zusammenbruch des Naziregimes über dasselbe erfuhren, war so grauenhaft, dass viele dachten, Deutschland sei dadurch dermassen kompromittiert, dass es in der Weltpolitik keine Rolle mehr spielen werde. Wichtig für meine späteren Entscheidungen war das Wissen, dass Europa sich schon das zweite Mal in einem solchen Krieg befand.

Viel Schreckliches, das sich jenseits der Landesgrenze abspielte, erfuhren wir schon vor der Kapitulation Deutschlands. Die Demokratie zu erhalten, sie militärisch zu verteidigen, gab unserem Leben einen Sinn, auch wenn der wirkliche Beitrag von uns Schulkindern klein war. Ich war begeisterter Pfadfinder und stolz darauf, dass mein Vater Aktivdienst leistete. Im Kriegsfalle hätte ich einen Ortswehrkommandanten aufbieten müssen. Zu den Aufgaben dieser uniformierten Jugendbewegung gehörte auch die Vermittlung einer einfachen Bürgerkunde. Pfadfinder wussten mehr als Gleichaltrige über den politischen Aufbau der Schweiz, die Rechte ihrer Einwohner und das Funktionieren dieser Demokratie, die wir so schätzten. Das Gegenteil von Demokratie war Diktatur. Nachdem die Hitler'sche zusammengebrochen war, gab es noch diejenige Stalins. Wie fast alle meine Altersgenossen übertrug ich deshalb das Feindbild der Diktatur auf den Kommunismus. Das gab dem Leben einen Sinn, einen Inhalt, der über die individuelle Existenz hinausging.

Im Herbst 1948 begann ich Medizin zu studieren. Das war in Genf, weil meine Eltern wünschten, dass ich gut Französisch lerne. Dort war es allerdings schwierig, den Anschluss an einheimische Kollegen bürgerlicher Herkunft zu finden. In den Pausen unterhielt ich mich deshalb meist mit Ausländern, vor allem amerikanischen Juden und Bürgern des neu gegründeten Staates Israel. Dank ihnen lernte ich auch Genfer Kollegen dieses Glaubens besser kennen. Israel wurde damals durch die Sowjetunion unterstützt. Deshalb waren meine neuen Freunde von Russland angetan. Einzelne waren überzeugte Sozialisten. Sie bewogen mich zum Eintritt in die sozialistische Studentengruppe.

Aus meinem neuen Umgang ergab sich aber ein ideologisches Problem: die Einschätzung des Sowjetstaats. Bisher war dieser für mich ein Feind gewesen. Jetzt wurde erwartet, dass ich in ihm einen wohlwollenden politischen Freund sehen sollte,

zumal dieses Land grössere Opfer zur Überwindung des Nationalsozialismus gebracht habe als alle anderen zusammen. Meine Gesprächspartner erläuterten mir das «richtige» Denken: Meine Ablehnung des Stalinstaates sei ein Ausdruck meiner bürgerlichen Herkunft. Die Stalin'sche sei keine persönliche Diktatur. Stalin sei der Vollstrecker des proletarischen Willens. Weil seine Gedanken das Streben der Arbeiterklasse am klarsten ausdrückten, werde er von dieser als Führer anerkannt. Das sei so offensichtlich, dass seine Stellung nicht immer wieder durch bürokratisch organisierte Wahlen bestätigt werden müsse. Wenn Wahlen trotzdem stattfänden, unterstützen die russischen Volksmassen seine Herrschaft mit über neunzig Prozent der Stimmen. Nein, solche Resultate seien nicht Folge von Terror, sondern entsprangen der Einsicht des Volkes. Alle Einwände, die ich vorbrachte, zeigten, wie bürgerlich mein Denken geprägt sei. Das schien mir wirklich bedenkenswert, weil ich zu erkennen begann, dass viele politische Ansichten der Menschen mit ihrer gesellschaftlichen Stellung zusammenhingen.

Ich pflegte neben meinem sozialistischen Freundeskreis auch den Umgang mit anderen Deutschschweizern, ehemaligen Schulkameraden. Sie waren durch meine neue Sichtweise alarmiert und sahen mich am Rand eines Abgrunds. Um mich vor dem Sturz zu retten, redeten sie nächtelang auf mich ein. Einzelne liehen mir Bücher. Eines davon trug den Titel «Stalins Verbrechen» und war von Leo Trotzki verfasst.² Dass ich es las, erboste viele meiner neuen Genossen. Sie «wussten», dass der Autor ein Verräter war. War ich meinen ehemaligen Schulkameraden infolge sozialistischen Denkens fremd geworden, so trennte mich jetzt eine neue moralische Sicht von den kommunistischen Kollegen.

Viele Studenten, die einmal in ähnliche Diskussionen verwickelt waren, haben dem Sozialismus den Rücken gedreht und ihre Sympathie zum vorübergehenden Irrtum erklärt. Ich selbst hatte an Kursen über Marxismus teilgenommen und Schriften von Marx gelesen. Einige Gedanken aus diesem Ideengut schienen mir richtig: Unsere politischen Ansichten seien stark durch Herkunft, Einkommen und Beziehungen bestimmt – Marx nannte das die Klassenzugehörigkeit. Was das Ziel einer gerechten, klassenlosen Gesellschaft betraf, so leuchtete mir ein, dass es nur erreicht werden könne, wenn niemand materielle Not erleide. Sonst müssten sich Klassen bilden. Wer Unternehmen leitete, Forschung betrieb, unterrichtete, Patienten behandelte oder wichtige Funktionen im Staat bekleidete, müsse über seine Verantwortungen nachdenken können. Dazu fähig sei aber nur, wer über etwas Musse verfüge, sich nicht nur ausreichend ernähre, sondern auch in gut geheizten Räumen leben sowie lesen und schreiben könne. Ja solche Menschen bräuchten auch Ablenkung wie Sport und Vergnügen. Privilegien und Macht einer herrschenden Klasse müssten ihnen deshalb zugestanden werden.

Solche Gedankengänge fand ich auch in einem Buch von Trotzki. Ich versuchte, sie auf die von den sozialistischen Kollegen gepriesene Sowjetunion anzuwenden. Es ergab sich, dass Sozialismus in diesem vom Krieg verwüsteten, schon immer sehr armen Land gar nicht möglich sei. Wenn es zutraf, dass die Klassendifferenzen in der Sowjetunion am Verschwinden waren, so hatten sich die führenden Marxisten getäuscht, dann war Sozialismus auch in der grössten Armut möglich. Oder der sowjetische «Marxismus» war zur verschleiernden Ideologie degeneriert, die den Parteigängern eine schonungslose Ausbeutung verbergen sollte und die Länder des

damaligen «Ostblocks» Russland unterwarf. Dass der Diktator Russlands unter solchen Bedingungen ein Verbrecher sein musste, war gerade aus marxistischen Überlegungen wahrscheinlich. Ich konnte mich dem skandalösen Titel des Trotzki-Buches anschliessen, war ein Ärgernis für meine kommunistischen Kollegen und verlor einen vermeintlichen neuen Freundeskreis. Bald zog ich weg von Genf ins heimatliche Zürich und schloss hier, in meinem Elternhaus wohnend, mein Medizinstudium ab.

Für *ein* Semester unterbrach ich allerdings meine klinischen Studien in Zürich und lebte in Paris. Hier bemerkte ich an einer Plakatwand die Wahlpropaganda einer Trotzkistengruppe mit der Ankündigung eines Vortrags über das kommunistische China. Ich ging hin. In einem riesigen Saal kamen etwa zehn Leute zusammen – offensichtlich hatte man mit grösserem Andrang gerechnet. Der Vortrag war wohl dürftig. Jedenfalls erinnere ich mich nur noch, dass jemand fragte, ob man China als sozialistisch oder faschistisch ansehen solle, was die Veranstalter nicht besonders schätzten. Für mich war wichtiger, dass ich in dem Saal Trotzkis «Verratene Revolution» in der französischen Übersetzung von Victor Serge kaufen konnte.³ Dieses Buch war für mich eine überzeugende marxistische Analyse der Sowjetunion. Ich war sehr stolz, die Analyse Trotzkis als der meinen ähnlich zu empfinden. Den Sieg Stalins über die von Lenin erzogene Parteispitze erklärte er durch die Rückständigkeit der industriellen Entwicklung Russlands.

1954 schloss ich in Zürich mein Medizinstudium ab. Für meine politischen Gedankengänge interessierte sich kaum jemand. Trotzdem war mir daran gelegen, sie mit jemandem zu teilen und zu diskutieren. Viele fürchteten damals, dass es zu einem dritten Weltkrieg kommen könnte. Ich wollte deshalb wissen, was die Ursache der Kriege sein könnte. Wenn man das wüsste, könnte man versuchen, diese Gründe zu beseitigen und Kriege zu verhindern. Die marxistischen Schriften gaben eine Antwort: Die modernen Kriege waren die Folge des Kapitalismus, der Konkurrenz auf dem Weltmarkt im internationalen Massstab. Wenn die Sowjetunion nicht sozialistisch, sondern eine Karikatur des Kapitalismus war, so zeichnete sich die gleiche Konstellation jetzt nochmals ab.

Dass die grossen Parteien solche Zusammenhänge leugneten, liess mich auf die Notwendigkeit einer neuen revolutionären Arbeiterpartei schliessen. Dass auch andere ähnlich dachten, zeigte mir eine kantonale Abstimmung. Der Sozialistische Arbeiterbund (SAB) hatte die Initiative für ein Mindestlohngesetz lanciert. Sie wurde von der Partei der Arbeit, der Sozialdemokratie (SPS) und den Gewerkschaften zur Ablehnung empfohlen, erhielt aber trotzdem etwa vierzig Prozent aller Stimmen. Ich erkundigte mich nach den Urhebern, fand sie, und trat gleichzeitig in die sozialistische Jugend der Stadt Zürich ein, der Jugendsektion der SPS. Während der ersten Jahre als Assistenzarzt beteiligte ich mich aktiv an der Tätigkeit solcher Organisationen.

Als besonders gelungen ist mir eine Kampagne gegen die Erweiterung des Flughafens Zürich in Erinnerung, in welcher der SAB bereits mit der Unerträglichkeit des Fluglärms argumentierte. Die Abstimmung führte tatsächlich zur Ablehnung des damals geplanten Ausbaus. Wie dieses Votum später umgangen wurde, ist mir allerdings nicht bekannt.

Die ungarische Revolution von 1956 war für mich eine wichtige Lektion. Die Genossen des SAB waren ganz erregt. Plötzlich war in Budapest ein Arbeiterrat, ein

richtiger Sowjet, entstanden – es handelte sich also um eine sozialistische Arbeiterrevolution gegen den Staat der Stalinnachfolger. Unsere Sympathie entsprach wohl derjenigen der meisten Schweizer, die allerdings die stalinistische Herrschaft in Ungarn dem Sozialismus gleichsetzten. Gleichzeitig mit der ungarischen Revolution demonstrierten Gesinnungsgenossen des SAB in London gegen die Politik der britischen Regierung um die Herrschaft über den Suezkanal. Wir glaubten, uns bald an die Spitze einer mächtigen revolutionären Volksbewegung stellen zu können. Die Intervention der russischen Armee zeigte, wie leicht unsere Hoffnungen zerschellen konnten.

In wenigen Tagen zeichnete sich ein von uns nicht erwarteter Konflikt ab. Einerseits war die öffentliche Meinung Westeuropas wie wir empört über die russische Intervention. Andererseits gelang es der politischen Rechten erstaunlich leicht, diese Empörung gegen alle links Stehenden, also auch gegen uns, zu mobilisieren. In Paris zerstörte ein randalierender Mob Lokale der kommunistischen Partei. Wir befürchteten in Zürich ähnliche Auswüchse. Zusammen mit ehemaligen kommunistischen Freiwilligen des spanischen Bürgerkriegs trafen wir uns in einem Restaurant nahe dem Büro der Partei der Arbeit und waren bereit, dieses Parteilokal zu verteidigen, falls Absprenglinge einer Strassendemonstration versucht hätten, in dieses einzudringen. Glücklicherweise kam es nicht so weit. Aber ich denke auch heute noch, dass dies eine gute Lektion war: Die Partei der Arbeit war zwar unser politischer Gegner, aber immerhin eine Organisation, die ihre Entscheidungen ebenfalls im Namen des Sozialismus traf. Also mussten wir sie im Falle von pöbelhaften Übergriffen schützen.

Die Wellen der öffentlichen Meinung gegen alles, was sich sozialistisch nannte, gingen damals hoch. Ich hatte eben eine Assistentenstelle im jetzigen Universitätsspital angetreten. Ein besonderer Held war ich nicht. Jedenfalls gab ich mich damals nie als Sozialist zu erkennen, denn ich erwog eine akademische Karriere in einem medizinischen Spezialfach. Solchen Plänen war es kaum förderlich, als «Kommunist» angegeschrieben zu sein. Die berufliche Perspektive, eng verbunden mit der Entstehung meiner Familie, ging klar vor.

Von aussen gesehen entwickelte ich mich wie viele junge Spezialärzte: guter Durchschnitt im Fach, ziemlich viele Publikationen, Habilitation, Professur. Bürgerliche Freunde, die meine politischen Entwicklungen kannten, empfanden das als vernünftig. Die Familie wurde mir immer wichtiger. Und doch war dieser Werdegang, der mit viel Freude und Interessantem verbunden war, vom Gefühl einer Resignation begleitet. Ich brachte die Vorstellung nicht los, ich hätte eine Idee verraten.

Eine einzige Bekanntschaft aus meiner «sozialistischen Zeit» griff ich während meines Berufslebens wieder auf, nämlich diejenige mit Oskar Hippe, einem deutschen Trotzkisten, der wegen Propagierung seiner Ideen acht Jahre lang im Zuchthaus von Bautzen verbracht hatte. 1948 wurde er zu 25 Jahren Zuchthaus verurteilt, nach dem Tod Stalins wurde er 1956 nach «nur» acht Jahren Haft entlassen. Er kam mit seiner Frau zur Erholung in die Schweiz. Dabei hatte er Gelegenheit, mir und Freunden von den Verhören zu erzählen, die er von Seiten der Gestapo und stalinistischer Gerichte zu erdulden hatte. Letztere waren noch perfider als diejenigen der Nazis. Das Schlimmste war für ihn, dass die Richter in Verhörpausen kameradschaftlich mit ihm umgingen; er solle doch entsprechend dem Wunsch der «Untersuchungsrichter»

Geständnisse ablegen. Er und die Richter seien doch alle Sozialisten und wüssten, dass sie für die gemeinsame Sache kämpften. Ähnliche Vorschläge zur Zusammenarbeit bekam er kurz vor der Entlassung aus Bautzen erneut zu hören.⁴

Dank diesem sozialistischen Freund erfuhr ich noch vor dem Zusammenbruch der DDR einiges über die weitere Entwicklung meiner trotzkistischen Genossen der fünfziger Jahre. Einige waren wie ich apolitisch geworden. Andere schlossen sich der Sozialdemokratie an. Wieder andere blieben ihrer Haltung treu: Sie kritisierten die politischen Schritte der Sowjetunion, hielten diesen Staat aber für reformierbar und hofften auf eine Rätebewegung, welche die Ideale der Revolution von 1917 wieder aufgreifen würde. Das führte zu eigenartigen Situationen. So reiste einer meiner früheren Freunde zusammen mit einem religiös motivierten Sozialisten und einem links stehenden Akademiker nach Russland. Die drei trafen sich mit Funktionären der kommunistischen Partei der Sowjetunion im Glauben, sie könnten durch Gespräche die Entscheidungen russischer Parteigremien beeinflussen. Stolz pochten sie darauf, den Funktionären «ihre Meinung gesagt zu haben». So hätten sie unvermittelt nach der Rolle Trotzkis beim Oktoberaufstand gefragt und ihre Gesprächspartner dadurch in Verlegenheit gebracht.

Sowohl in der Schweiz wie in anderen Ländern profilierten sich einzelne Trotzkisten gerne als charismatische Führer. Sie unterschätzten dabei die Komplexität eines wissenschaftlich begründeten Weltbildes. Als Halbgebildete schrieben sie nicht nur über Politik, sondern auch über Geschichte, Atomphysik und Psychoanalyse. Vermutlich identifizierten sie sich mit Engels, der den führenden deutschen Sozialdemokraten empfohlen hatte, sich eine Universalbildung anzueignen. Kein Wunder, dass es zu zahlreichen Spaltungen der trotzkistischen Bewegung kam. Heute bin ich froh, ausserhalb dieser Zänkereien geblieben zu sein, auch wenn ich das Gefühl der Resignation nicht ganz los wurde und mich manchmal mitten in der vertrauten Schweiz als Fremdling fühlte. Allzu offensichtlich blieb mir vor Augen, dass der Kapitalismus, in dem die zahlungsfähige Nachfrage und das am Profit orientierte Angebot die Gesetze der ökonomischen und politischen Entwicklung bestimmen, zu Fehlentwicklungen und zu Kriegen führt.

Anmerkungen

1 Zitat aus Wolf Biermanns «Hölderlin-Lied».

2 Teile dieses Buches wurden nachgedruckt in: Trotzki, Leo: *Schriften*, Bd. 1.2, Hamburg 1988.

3 Eine deutsche Version findet sich ebd., S. 687–1011 (Text).

4 Hippe hat seine politischen Erfahrungen in einer Autobiografie mit dem Titel «Und unsere Fahn' ist rot» geschildert (Junius-Verlag, Hamburg 1979).